

Zeitschrift: Menschenrecht : Blätter zur Aufklärung gegen Ächtung und Vorurteil
Band: 10 (1942)
Heft: 11

Artikel: Der Käfig
Autor: Rheiner, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-564388>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Purpur bekleidete Sohn ohne geheime Machination, ohne Empörung und Mißhandlung des Vaters in Ruhe auf sein natürliches Ende gewartet habe, dürfte wohl Niemand glauben, der die tiefe moralische Verkommenheit der vornehmen Griechen jenes Zeitalters kennt. Vater-, Bruder- und Muttermord waren nicht selten die Stufen, auf welchen ausgeartete Jünglinge den Thron bestiegen. —

Einer jener ärgerlichen Auftritte, die nach vorgehender Bemerkung in der kaiserlichen Familie so häufig waren, hatte auch einige Jahre vor Clavijo's Ankunft zu Trapezunt Statt gefunden. Manuel, ebenso schwach wie sein Vater, verschwendete seine Gunstbezeugungen an einen jungen Trapezuntier von gemeiner Herkunft, aber ausgezeichnete Schönheit. Zu allgemeinem Aerger der Vornehmen hatte er ihn zum Amte eines kaiserlichen Bogenträgers, einem der einflußreichsten um die Person des Regenten erhoben, und die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten ganz seinem Willen überlassen, *era muy privado del Emperador, que non se facia en el impero salvo quanto el queria*, sagt der Berichtstatter. Der junge Kaiser, erbittert, daß sein Vater einem Emporkömmling so ungemessenen Einfluß über die wichtigsten Dinge des Reiches gestatte, erhob die Fahne des Aufruhrs und verlangte an der Spitze bewaffneter Haufen die Entfernung desselben. Manuel, nur in Verteidigung seines Lieblings mannhaft, opferte den Gegenstand seiner Neigungen nicht unbedingt dem aufrührerischen Verlangen des Sohnes und traf Anstalten, die Rebellen mit Waffengewalt auseinander zu treiben. Es fielen mehrere Gefechte vor; der Kaiser wurde geschlagen und in die Stadt zurückgetrieben. Nach dreimonatlicher Belagerung verglich man sich endlich dahin, daß der schöne Bogenträger die Partei Manuels verlassen und zu dem jungen Kaiser und seinen Anhängern übertreten soll. Die Früchte dieses sonderbaren Friedensschlusses waren aber Unehre und Nachteil, die der Gegenstand der Fehde über den Mitregenten und seine Partei späterhin gebracht hat, *pero despues se siguio asaz deshonna e travajo e danno al dicho Emperador por tener consigo a este Cavallero*, setzt Clavijo bei... —

Der Käfig

Von Rudolf Rheiner

Unten geht das Leben vorbei. —

Er sitzt in der vierten Etage in vier menschenleeren Zimmern. Die Möbel sind ausgesuchte Stücke aus seltenen Holzarten, die Bilder wären ein Schmuck für jede Sammlung eines Kunsthauses, die Bücher in den Regalen schimmern in erlesenen Einbänden. Aber keines von ihnen liegt ungeordnet, unterbricht mutwillig die vielen, kostbaren Reihen, weil ihr Besitzer scheinbar die Lust des geistigen Abenteuers nicht kennt, heute griechische Verse aufzuschlagen

und morgen ein paar vollendete Formulierungen eines Lebenden nochmals nachzulesen. Alle Dinge sind so geordnet, als käme im nächsten Moment ein Pressephotograph zur Aufnahme „Herr X. in seinem Heim“! —

Er sitzt in der vierten Etage — und sieht zwischen halbgeschlossenen Vorhängen auf die Straße hinunter, seit Jahr und Tag. Wenn die Abendschatten die Wege verzaubern, die Sonne hinter den Wäldern verglüht und der Wind vom See mit den ersten Düften des reifenden Weins den Menschen ein wissendes Lächeln auf die Lippen zwingt, preßt er sein Antlitz an die Scheiben. Er mustert jeden Vorübergehenden und am meisten jene, die aus anderen Teilen der Stadt, aus einer kleineren Welt, aus einem einfacheren Leben kommen. Er sieht den jungen Eisenarbeiter mit den läßigen Schritten, der Mütze auf dem Kopf, dem geschulterten Rock und dem halbgeöffneten Hemd über der Brust — und läßt kein Auge von ihm, bis ihn das Dunkel der Alleen verschluckt. Er folgt mit seinen Blicken jedem Boot, das einen jungen Mann auf die von Lachen und Musik umspülte Fläche des Sees hinausträgt. Und sind es gar zwei Kameraden, die im gleichen Takt und Herzschlag rudern, gräbt es ihm die bitteren Züge tiefer ins Antlitz. Dann mag es auch manchmal geschehen, daß er die Lippen an die Scheiben preßt . . . , nur die gläserne Wand zu zerschlagen, die ihn vom atmennden Leben trennt, das vermag er nicht. Vielleicht schämt er sich im nächsten Augenblick schon seiner menschlichen Regung, und reibt mit seinem weißen Taschentuch die Scheibe blank, weil sonst Frau Dr. Soundso und Frl. Weißnichtwie, die er zum Tee erwartet, einen Hauch von seinem Leben erspähen könnten! —

Er könnte ja — was könnte er nicht alles! Er könnte auf und davon, die Türe zuknallen, daß die Mieter neben ihm erschreckt die Fenster aufrissen! Er könnte unter den Platanen flanierend auf- und abgehen, unbekümmert wie der kleine Angestellte, der sich den Teufel darum scheert, wer ihn beobachtet! Er könnte sich ein offenes, frohes, lachendes Burschenantlitz aussuchen und mit ihm in einer Gartenwirtschaft den Abend verplaudern. Er könnte es ein paar Tage später wiedersehen, auch wenn der junge Gefährte kein einziges seiner Bücher kennt und den Satz einer Mozartsonate, den die Kapelle gerade spielt, von einem Straußwalzer nicht zu unterscheiden vermag. Er könnte ein paar lebendige Augen sehen, einen frischen Mund, einen wilden Haarschopf, eine junge Brust, die das farbige Hemd fast zu zersprengen droht . . . ! Er könnte das alles, aber . . . er tut es nicht! „Man könnte etwas merken . . .“ — und das wäre ganz unausdenkbar! Er wäre ja verloren! Allerdings sind es nur ein paar Dutzend Menschen, mit denen er Umgang pflegt, ein paar Dutzend in einer Stadt von einigen Hunderttausend, aber immerhin . . . ! Die Damen, mit denen er bis jetzt pro forma verkehrte, würden die ganze Stadt gegen ihn mobil machen! Halb und halb denkt ja Fräulein Weißnichtwie doch daran, daß sie den Junggesellen mit den grauen Schläfen eines Tages kapern kann. Ihm ist es auch recht so, denn das ist ja die beste Maske gegen außen! Nichts Besseres kann er tun als dieses Schein-

bild pflegen, die Waage in der Schweben halten! Unerträglich ist es ihm manchmal, gewiß, und meistens sind es verlorene Abende, verschwätzt, mit Nichtigkeiten verspielt, unnütz vertan. Aber was soll man machen?! Man muß doch die Form wahren, die Etikette! Korrektheit, die gesellschaftliche Grenze, So-etwas-tut-man-nicht .. darin ist er erzogen worden, darin hat er sich selbst gefangen, darin haust er seit zwei Jahrzehnten! Nur in den Ferien reist er in den Süden, bricht aus in Spelunken, streicht durch Hafenanlagen, nächtigt in zweifelhaften Herbergen. Aber auch da bleibt er nur Zuschauer, kein dämonisch Genießender, nur kläglicher Möchtegern! Dann kommt er wieder zurück, wird am Bahnhof, wie es sich gehört, von Frau Dr. Soundso und ihrem Schlepptau, dem mittelalterlichen Fräulein, empfangen. Er scheint merkwürdig verjüngt, aufgeschlossener, ja fast übermütig, was Fräulein Weißnichtwie zu unberechtigten Hoffnungen ermuntert, und er erzählt von Städten, die er gar nicht gesehen, von Museen, in die er diesmal keinen Fuß gesetzt, und macht sich wieder den Käfig zurecht, in dem er sich selbst angeschmiedet hat....

Die Türglocke schrillt. Er öffnet. Ein junger Arbeitsloser bietet zum Verkaufe an, was er mit wenigen Rappen ergattern konnte: Schuhbündel, Zahnpasten, Topflappen... Ein gutes Gesicht, offene, braune Augen, Koblode von Haarsträhnen in der klaren Stirne... Jetzt wäre das Leben da, das ihm seine Zimmer froher machen könnte! Jetzt brauchte er nur die Hand auszustrecken, ihn zu einem einfachen Abendbrot zu bitten, ihn an seinen Tisch zu laden, nichts weiter. Nur an einem Menschen menschlich handeln, ohne Vorurteil, ohne die ewige, lächerliche Distanz; vielleicht könnte er ihm sogar raten, helfen, er hat ja Beziehungen... und welches Glück würde ihm da vielleicht zurückströmen! Schon will er ein gutes Wort sagen; da öffnet sich gegenüber die Wohnungstüre... Frau Peinlich geht mit einem süffisanten Blick vorbei.

Galt es bereits ihm? Ahnt sie etwas? Tuschelt sie nicht bereits mit der Frau in der unteren Etage? Schon steht es wieder auf, dieses Gespenst „Man könnte...“, das er nie verjagen kann, nie mit einem gesunden Zugriff erwürgt! Er möchte wohl — aber er kann es nicht. Zu lange hat er einer Lüge gedient, sie verhätschelt mit allen Spitzfindigkeiten, bis ihm keine Kraft mehr blieb, er selbst zu sein. Mit einer faden Ausrede schließt er die Türe und kehrt in seine öden, wohlgepflegten Zimmer zurück. —

Er steht wieder am Fenster, preßt mit hängenden Schultern einen müden Kopf an die Scheiben....

Unten geht das Leben vorbei. — —

Stunden, Lieber, mit dir, zumal der bauenden Arbeit,
Sind das Süßeste, was dieser Stern mir beschert.
Wem soll ich danken? Dem Sterne? Stoff ist taub. Und dem Schöpfer?
Ob einer lebt, ob nicht —: ewig fraglich dem Geist.
Sucht meines Dankes Mund ein Ohr, das ihn höre, so findet,
Lieber, der Mund meines Danks immer nur dich, nur dich!

1918. Kurt Hiller (lebt heute in London).